Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 25

Artikel: Arnold Ott
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575978

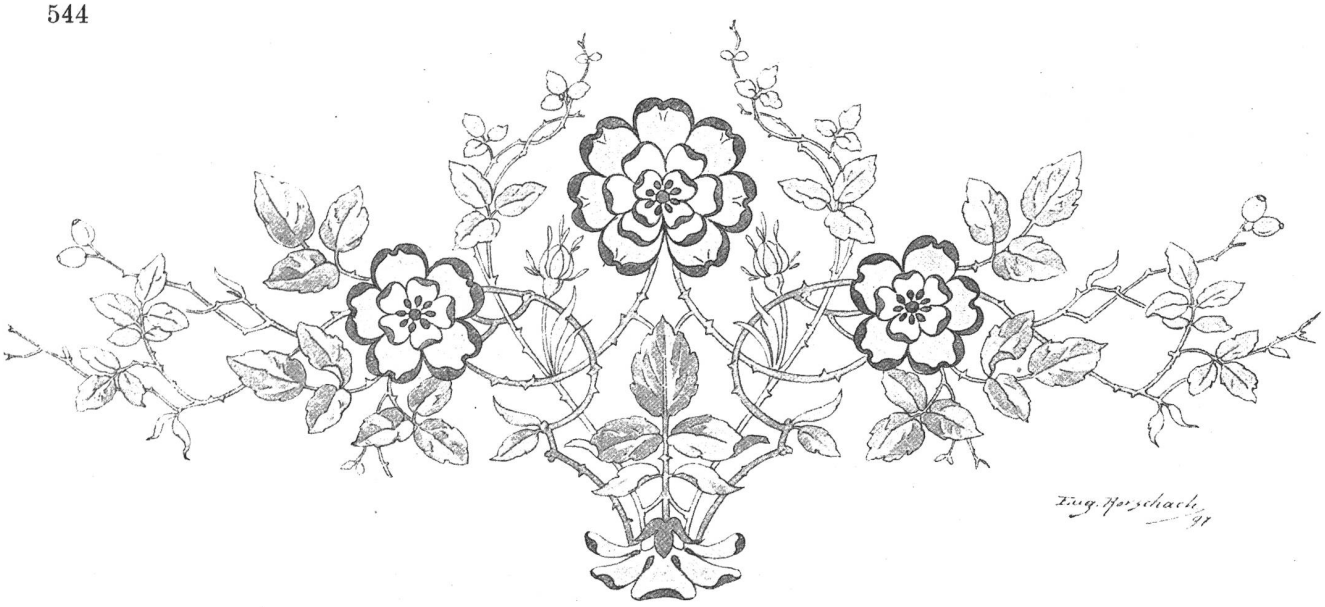
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Arnold Ott.

Eine Dichterstudie von **Heinrich Federer.**

Es war an einem Winterabend. Draußen wälzte der Sturm ganze Halden voll Schnee in die Thalung. Drinnen in der niedrigen Stube eines Landhauses summte die Theekanne ihre auf- und niedersteigende Melodie, welche dem einen Lauscher so viel, dem andern so wenig zu besagen scheint, je nachdem man ihr einen reichen oder blöden Geist entgegenbringt.

Da erhob sich Dr. Ott und las dem horchenden Ring, der sich um den Dramatiker gruppiert hatte, die „Grabesstreiter" vor. Der erst langsame und ebene Strom der Verszeile belebte sich allmählich, und immer häufiger, düsterer, wuchtiger erhob der tragische Gedanke sein schwarzes Haupt daraus hervor. Bald ging es wie ein wildes Gewitter über die Zuhörer. Wehender Halbmond, der Wallfahrer Not, eine stürzende Stadt, sehnsüchtige Heimkehr des Helden, aber durch Geistertücke gehemmter Weg, sein Untergang im Rheine, das Harren und Verzweifeln der Gattin, und an der Bahre endlich ein ergreifendes Wiedersehen! Die tiefsten Gefühle wurden aufgewühlt, die schreiendsten Stimmen der Leidenschaft gelöst, und der Sturm der erdichteten Welt im Stüblein schlug bald wilder an die Fenster, als der Finger des brausenden Februars von außen. Ott selber, von der Gewalt seiner künstlerischen Erfindung hingerissen, erhob sich, sprang vor, ballte die Fäuste, schleuderte Funken aus dem Auge und hielt mit seinen Gedanken den Atem der Beisitzenden an. Dann aber sank der Ton, mit der sterbenden Heldin und ihrer seelischen Aussöhnung beruhigte sich der Rezitator, das letzte Blatt des Manuskripts ward sanft auf die übrigen gelegt, Stille tritt ein, und man hört nun wieder das Summen der Theekanne, steigend und fallend und mitfühlend wie ein Lebendiges und jetzt seine Glossen über das Dichterwerk ausplaudernd.

Die „Grabesstreiter" sind weder das erste, noch das jüngste Werk unseres großen schweizerischen Dramatikers. Auch schätzen es die meisten Kritiker lange nicht als sein Bestes. Dieses seltsame Bühnenstück wird überhaupt bei der Einteilung und Würdigung der Ott'schen Bücher manchem Kunstrichter den Kopf recht schwer machen. Wenn wir jedoch über Ott als Dichter uns hier ein bißchen auslassen dürfen, so rücken wir am liebsten gleich mit dem ganzen Ott auf, und dieser erscheint unseres Erachtens nirgends so deutlich und total in all seiner poetischen Mannigfaltigkeit, wie hier im rätseltiefen, empfindungsschweren und gigantischen Bilde des Emicho und seiner Gertrud. Da hat der Dichter die ganze Fülle seiner Farben, die volle, tiefe Musik seiner Strophen, die gesamte Kühnheit seines gedanklichen Ausdrucks aufgewendet. Die Neigung zu dem, was das Tragische steigert, das Werfen dunkler Schatten auf ein fröhliches Vorspiel, das Verweben eines allgemein wichtigen, menschheitlichen Themas mit der sozusagen privaten Situation des eigentlichen Theaters, dies alles findet man hier noch weit ungenierter geübt, als in irgend einem andern Stück. Aber auch die Vorliebe des Meisters für das Tiefsinnige, eine gewisse philosophische Art, die wir mit keinem treffenden Worte genau zu bezeichnen wissen und in den „Frangipani", in der „Rosamunda", im „Untergang" und selbst in den volkstümlichsten Szenen von „Karl der Kühne und die Eidgenossen" irgendwie antreffen, läßt sich hier weitläufiger als sonst aus, ja bildet einen eigenen Mittelakt und im Grunde die Hauptgröße der kleinen Tragödie. Ein goldener Witz, ein Humor auf Leben und Tod, funkelt bisweilen über der mächtigen Szene auf und erhöht den Ernst der Handlung gerade so, wie ein jäh abgebrochenes Lachen die Stille und Gedrücktheit der Umgebung steigert.

Man lese die „Grabesstreiter" und man kennt den Dichter Ott in seiner ganzen Eigentümlichkeit.

Aber wie viele haben die „Grabesstreiter" gelesen? Die Antwort, wir wissen es genau, müßte eine beschämende für uns Kompatrioten des Dichters werden. Wir Schweizer haben wohl Dichter genug, aber zu wenig Leser. Wir toasten und schwärmen und phantasieren mehr als unsere andern deutschen Geschwister. Aber wenn dann Einer kommt, der ganz unsern oft geäußerten Wünschen entspricht, der unser zerstreutes, poetisches Vermögen gleichsam in seinem Dichterkopf sammelt und, was wir gesehnt und geträumt haben, lebensvoll schildert, dann sind wir auf einmal wieder die prödesten Leute der Welt, Erzphilister und Praktiker ohne Gleichen und kaufen uns dauerhafte, rote Nastücher und bequeme Filzpantoffeln, einen Faulenzer und sonstiges non plus ultra, aber — keinen Ott. Es ist ja freilich leichter, sein Drama in globo zu loben, als selber zu lesen, wohlfeiler am Ende einen unaufgeschnittenen Ott zu leihen und halb aufgeschnitten zurückzugeben, als selber zu kaufen. Was aber dieses Betragen für eine Nation bedeutet und welches Zeugnis sich die gebildetere Klasse derselben damit ausstellt, das ist unschwer auszurechnen.

Zwei Dinge fallen bei Ott allerdings schwer in die Wagschale, und zwar zu Gunsten der eben Gescholtenen. Wir führen den Doppelgrund hier mit jener Offenheit an, welche wir gleich von Anfang für diese Studie beanspruchen wollen. Niemand wird darin etwas anderes als die höchste Achtung, einerseits vor dem Dichter, anderseits vor der Aufgabe des Beurteilers erkennen.

Einmal stellt Ott hohe geistige Anforderungen an seine Leser und Zuhörer. Jenes Publikum, welches Otts Muse mit Verständnis aufnähme, müßte an Intelligenz sehr hoch stehen. Die Grabesstreiter, Rosamunda, die Frangipani, ja alles, was

Ott gedichtet hat, dürfte insoweit eine würdige Speise des athenischen, ausgereiften Kunstgeistes gewesen sein, und man konnte nach einer Tragödie von Aischylos bei den olympischen Spielen — der Anachronismus sei uns verziehen! — ganz getrost das wunderbare Festspiel auf die Enthüllung des Telldenkmals in Altdorf folgen lassen. An die Griechen wird man, beinebens gesagt, durch Otts Muse oft erinnert, und zwar ganz vorzüglich an die Kraft und Glut des Aischylos, als dessen Milchbruder Ott erscheint. Wer wenigstens die Rosamunda und den gefesselten Prometheus liest, kann nicht umhin zu glauben, Apollo habe den Beiden vom Parnassus herab dieselbe Ziege gesandt, aus deren heißer und starker Milch der eine wie der andere elementare Gewalt der Darstellung und heroische Dichtergefühle trank. Nur ist es beim Attiker mehr der Heros, bei Ott eher die Heroine, welche des Dichters Idee verkörpern müssen.

Wir sagen nun keineswegs, daß unsere Zeit für Otts Dichtung auf zu tiefem geistigen Boden stehe. Trotz der Athener sind wir intelligent genug, tiefsinnige Poesie zu erfassen, wenn wir auch bei Otts „Grabesstreiter" vielleicht dann und wann wirklich auf die Zehenspitzen stehen müssen. Aber was unser Verständnis beeinträchtigt, ist die Inanspruchnahme unseres Kopfes für hunderterlei geistige Anstrengungen tagsüber, die Nervosität und Hast, womit wir heutzutage denken, daß wir in diesem Vielerlei von Eindrücken auf Ohr und Auge und Verstand einfach nie zur erforderlichen Ruhe kommen, um ganz an ein Ganzes zu gehen. Die Abendmüdigkeit der heutigen Gesellschaft ist nach dem wirren Uebereifer des Tages noch am ehesten fähig, ein Lustspiel wie „Im weißen Röß'l" zu hören, wo dem Zuschauer nichts anderes zugemutet wird, als zu schauen und zu lachen. Ernste, tragische Stoffe ertragen diese müden Geister nicht mehr. Das ist etwas Krankhaftes, aber ganz Begreifliches bei uns Modernen, und da hat denn ein Ott mit seiner unbarmherzigen Fülle von Ideen, mit seinen tiefen Sprüchen und gehaltvollen Szenen einen doppelt schweren Stand. Dennoch geben wir der Praxis unseres Meisters recht und halten es geradezu für eine Versündigung am Genius des Volkes, Konzessionen gegenüber diesen Zuständen zu machen und die litterarische Speise zu verwässern. Damit kräftigt man den Magen unseres Volkes nicht, sondern verleidet ihm nach und nach alle gesunde Kost. Für den Dichter persönlich ist es freilich ein großes Opfer, gegen die niedere Volkslaune zu arbeiten. Die Versuchung, einmal sein Künstlerränzlein mit geringen, aber beliebten Modeartikeln zu füllen und derart hausieren zu gehen, statt seine wertvollen Geisteserzeugnisse immer wieder vom Markte heimtragen zu müssen, tritt oft gewaltig an den Musensohn heran. Gestehen wir es, daß Ott ihr noch nie unterlag. Um dieses eisernen Festhaltens am Höchsten und Idealsten willen würde uns der Dichter der „Grabesstreiter" schon sympathisch berühren.

Ein zweiter Grund, warum wir uns immer noch viel zu wenig um unsere Dichter und im besondern Fall für Ott interessieren lassen, liegt im Dichter selber. Wenn irgend Einer, so versteht es Ott nicht und möchte es um keinen Preis verstehen, um Anerkennung und Applaus zu werben. Dazu ist er viel zu adelig. Indessen, es gibt doch ein gewisses, freilich durch den sittlichen Anstand genau begrenztes Gebiet, wo der Autor für seine Werke sich bethätigen darf, ohne undelikater Handlungsweise beschuldigt werden zu können. Große und zugleich bescheidene Dichter haben dieses Recht trefflich ausgenützt. Aber es widerstrebt der innersten Natur Otts, auch nur diese wenigen, erlaubten Trommelschläge zu thun. Unser Meister hat keine Hand gerührt, um sich bekannt zu machen. Es lag bereits eine hohe Beige von versgeschmückten Papieren in seiner Lade, da noch niemand etwas von seinem Dichterwesen wußte. Ott hatte Hunderte von Gedichten lediglich aus innerem Bedürfnis geschaffen, sozusagen zu seiner seelischen Beruhigung. Es lag ihm nichts daran, sie einem weitern Publikum zu zeigen, eher verbarg er sie. Das dauerte Jahre und Jahrzehnte lang so, bis sich die „poetische Thatsache" nach und nach doch nicht mehr verschleiern ließ. Doch auch nachher mußte man Ott eigentlich zur Drucklegung der Dramen drängen. Die „Bernauerin" war längst unter gewaltigem Beifall des großen Meininger Theaters über die Bretter gegangen, als sich Ott endlich entschließen konnte, vielfachem Freundesrat zu folgen und das Theater gedruckt herauszugeben. Diese vornehme, edle Zurückhaltung kann in einer Zeit, wo man ein Quantum Frechheit haben muß, um nur irgendwie durchzudringen, dem Dichter natürlich nicht zur Popularität verhelfen.

Aber niemand denke, daß Ott etwa ein zaghafter Poet sei und nach Art schwächlicher Dichter an seinem Talent und Dichterberuf zweifle. Oder daß er das Urteil der Welt fürchte und meine, seine Leistungen ertrügen dasselbe nicht. Da würde man Ott schlecht kennen. Dieser Mann ist ein eigentlicher Vollblutdichter, Poet durch und durch, eine totale Künstlernatur, daher immer von großen Plänen erfüllt, immer am Detail einer starken Idee arbeitend, immer erregt, reich, fruchtbar und immer vom Bewußtsein dieser künstlerischen Empfindungen und von der Gewißheit seines poetischen Könnens getragen. Und so ein Dichter gefällt uns. Ganz ist der Mann! — Nur falsche Auffassung oder Uebelwollen kann dieses berechtigte Selbstbewußtsein als Stolz auslegen.

Wir haben einmal einen berühmten Geiger nach längerem Entzug der Violine zum erstenmal wieder spielen hören. Mit welch eifriger Geste der Violinist sein Instrument packte, wie innig er es gegen die Brust stemmte, in wie mächtigen Strichen er mit dem Bogen über die Saiten fuhr und sie lachen und weinen machte, als wäre es seine Seele, die er da in den Händen hielt, das mußte man mitansehen, schildern läßt es sich nicht. Gerade so verhält es sich mit Ott. Mit ganzem Herzen ergibt er sich seiner Kunst und gehört ihr völlig an. Da gibt es denn auch keine Tendenz im Sinne jener Kunstverwüstung, welche historische, wissenschaftliche oder andere Absichten leider so oft in den talentvollsten Schöpfungen anrichten. Ott als wahrhafter Künstler kann nichts anderes, als nach Schönheit im dichterischen Gestalten und Vollenden ringen. Der Kunstgedanke, der nach poetischer Form verlangt, läßt bei Ott weder eine Zwängerei mit Nebenzwecken zu, noch wächst er selber je in eine Form aus, die mit dem reinen Kunstschaffen nicht mehr ganz vereinbar wäre: denn dies hieße ja eben Tendenz. Trug der Dichter sodann seinen poetischen Plan auch lange mit sich herum, wenn er ihn einmal aufs Papier wirft, dann wird rasch gearbeitet. Es litte Ott nicht, eine Halbheit zu schaffen oder einige große Fetzen seiner Dichtung auszuhängen und später den Riß zuzuflicken. Dieser cholerische Dichter muß alles in schneller Folge, so wie es sich aus der Seele drängt, hinwerfen, ähnlich wie das Glockenmetall in einem Guß in die Form geschüttet wird. Ein unterbrochenes Verfahren würde hier und dort das Werk vernichten. So aber begreift sich der einheitliche und ganze Klang beider Schöpfungen.

Daß ein Dichter seinem Gefühl erst Ausdruck gebe, wenn der Stoff abgeklärt, der Most vergoren sei, bleibt stets nur ein halbwegs richtiges Gebot und trifft bei Ott im strengen Buchstabensinne schon gar nicht zu. Wenn es in seiner Seele gärt und dampft und emporschwillt, wie des Vulkans glühende Lava, wenn die Empfindung des tragischen Gedankens z. B. auf dem Gipfel der Steigerungsfähigkeit erscheint, dann sprengt sie die Riegel des Herzens und wogt stromgleich heraus. Man muß das erste Manuskript des Dichters gesehen haben, um dieses wirklich vulkanische Arbeiten zu würdigen. Die Phantasie galoppiert wie hundert mutige Rosse und trägt den Gedanken in ebenso vielen Entwicklungsstadien und in vielfältiger Variation von Färbung, Ausdruck, Bild, Tropus daher. Otts Gefahr bildet nicht der Mangel, sondern der Ueberfluß. Für die Schilderung einer kleinen Einzelheit, für ein Gleichnis, eine Hyperbel, stellen sich drei, vier überraschende, neue Formen dar, die Ott auf die breitere Hälfte des Skizzenblattes schreibt, um später das Beste aus dem Guten zu wählen. Welche Seite man in Otts Werken aufschlagen mag, überall stößt man auf wundervolle Kunstmittel der Poetik. Aus der Rosamunda allein ließe sich ein Heft voll neuer, tiefer Verssentenzen schreiben, die Ott gleichsam aus dem Aermel zu schütten schien. Dieser Reichtum, wir geben es zu, ist oft beinahe zu groß, eine eigentliche Verschwendung, genau wie bei Shakespeare. Und da Ott so viel und gerne wie der Brite philosophiert und der poetische Schmuck auch nur eines Tropus oft recht sinnig und tief gedacht ist, so wirkt z. B. die grandiose Rosamunda mit ihrem vollendeten Stabreim schwer und ermüdet uns andere, schwächliche Leute, sollten wir sie auf einmal durchkosten. Das Zuviel stumpft ab — selbst auch im Reiche der Schönheit. Ob das Schauspiel das Erfassen der Rosamunda durch die Hülfsmittel der lebendigen Darstellung erleichtern würde, erscheint uns wenig glaubhaft. Das umfangreiche Drama blieb aber unseres Wissens bis heute Lektüre.

Wie bei Aischylos und Shakespeare behauptet sich das hohe Pathos fast durch das ganze Ott'sche Theaterspiel. Lange Mono-

loge und Dialoge dienen zur Unterlage, Stücke von hinreißender Schönheit, von denen freilich wieder gilt, daß sie an den Leichtsinn des heutigen Zuhörers auf die Dauer zu schwere Forderungen stellen. In Olympia und dem London der Elisabeth ging diese hohe Manier besser an.

Für Abwechslung sorgt immerhin Ott selbst auch. Volksszenen, wie sie „Karl der Kühne und die Eidgenossen" enthält, spannen durch ihre naturwahre Zeichnung und köstliche Derbheit wohlthätig ab. Es wird sich bei der endlichen Aufführung des großen Volksschauspiels zeigen, daß unsere Litteratur nichts von dieser Art besitzt und daß, wie in Göthes „Götz von Berlichingen" die richtige Luft der abgehenden Landsknechtzeiten durch die bezüglichen Szenen weht, gerade so in „Karl dem Kühnen" der Geist des Lagerlebens zur Zeit der Söldnerkriege aus den Zeltgesprächen und Soldatenauftritten sich unverkennbar äußert.

Man hat öfter die geniale Grobheit rügen hören, welche sich Ott bei Situationen, wie den eben bezeichneten, in seiner Dichtung verstattet. Wir geben zu, daß unser Dramatiker hierbei nicht sehr ängstliche Rücksichten walten läßt. In den „Grabesstreitern" feiert dieses Talent, dem unbedingt geistreiche Erfindungsgabe nicht abzustreiten ist, seine größten Triumphe. Die bösen Naturgeister, welche den verzauberten Kreuzfahrer auf der Heimkehr vernichten wollen, reden eine Sprache, grob wie geschleuderte Steine. Diese Derbheit ist nun ja wohl durch die Rollen gut begründet und darf man überdies zur Beruhigung beifügen, daß Otts Werke mit ihren Motiven des reifen, tiefgeschöpften Lebens auch nur für ganz reife Leser bestimmt sind. Einiges Wenige jedoch, was sich Ott im „Untergang" und bei den Lagerdirnen des „Karl der Kühne" erlaubt, wohlgemerkt im sichtlichen und wohlgemeinten Streben, der Lebenswahrheit seines Sujets möglichst gerecht zu werden, auch etliche Witze, die Ott um ihres Geistes willen nicht unterdrücken mochte, deren Realistik aber doch etwas tief langt, hätten wir aus Kunstgründen gerne ausgemerzt. Andere mögen hierin immerhin anders denken.

Dagegen loben wir es, wenn Ott auf ungesunde Prüderie keine Rücksicht nimmt. Das Rücksichtnehmen ist überhaupt dem offenen, geraden Meister nicht angeboren. Frisch von der Pfanne schleudert er die Wahrheit dem Schuldigen ins Gesicht. Würge daran! — Ott hat sich nie zum Lobhudeln eines Großen hergegeben und haut dafür lieber einige vornehme Erbärmlichkeiten zusammen. Die soziale Tragödie „Der Untergang", darf man füglich als eine Prangerstellung der heute mächtigsten und einflußreichsten Menschen betrachten. Der unmoralische Großkapitalismus und der sozialistische Umstürzler erhielten beide ihren scharfen Tabak. Im pathetischen Pastor spottete Ott die Phrasenhelden der Religion, denen alle Innerlichkeit abgeht, auf superiore Art aus und traf damit Schuldige jeden Standes und jeder Richtung. So schien uns an jenem Abend der ersten Aufführung in Luzern Ott wie ein geharnischter Ritter, der nach allen Seiten den Fehdehandschuh auswirft und sich königlich freut, wo immer er Grimm, Aerger oder Schrecken verursacht. Dabei steht diesem Dichter ein unversieglicher Witz bei, der in die Menschenschwachheit schlägt wie ein Blitz ins faulende Hüttengebälk. Freilich hilft am Ende aller Humor nicht über das unversöhnte Ende des biedern Mittelstandes hinweg. Aber Ott wollte nicht einen Zuhörer beruhigen, sondern alle, alle aufrütteln, erschrecken und in Sorge um die höchsten gesellschaftlichen Verpflichtungen bringen. Daher die bleierne Stille und die förmliche Gedrücktheit, in welcher das Publikum verharrte! — Diese Schonungslosigkeit Otts gegen die Fehler der Zeit haben ihn natürlich einstweilen noch nicht zum Padischah von drei Roßschweifen gemacht. Die öffentliche Gunst will ganz anders erkauft werden.

(Schluß folgt).

Zauberringe.

Mein geliebtes Frauchen spielt das weise
Zauberweib im Märchen. Leise Kreise
Ziehet sie verstohlen, die den Blinden
In die Gluten, die gelinden, binden,
Daß er in der gold'nen Tage Rinnen
Nimmer möchte an Entrinnen sinnen.
Und sie hegt mit zärtlichem Erbarmen
Meiner Lieder Brut in warmen Armen,
Bis sie flügge an das Licht sich schwingen,
Und von zarten Zauberdingen singen.

Arnold Ott, Luzern.

Besuch.

Ich schritt so hinterm Pfluge her
Und dacht' an dies und dacht' an das.
Die Sonne lachte Frühlingslust,
Und auf den Matten schwoll das Gras.

Ein Lüftchen strich vom Walde her
Mir um die Stirne kühl und weich,
Im Apfelbaum ein Vöglein sang:
„Die Welt ist grün und ich bin reich!"

Und wie mein Eisen klanglos glitt
In stetem Fleiß auf feuchter Bahn,
Stand unverseh'ns das Glück bei mir
Und sah mich freundlich lächelnd an.

Ich hatt' es anders mir gedacht,
Ein glanzverwöhntes Lichtgebild,
Das nimmer niedersteigen könnt'
Auf unser ärmliches Gefild.

Und grüßen wollt' ich's froh und laut —
Da schwebt' es hin, ein holder Traum.
„Die Welt ist grün und ich bin reich!"
Klang's immerzu im Apfelbaum.

A. Huggenberger, Bewangen.